Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 24. März | 1921 / Nr. 70.

Das Geheimnis des Schränkchens.

Roman von

Burton E. Stevenson.

(17. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

„Die er Edelmann war ebenso verschwenderisch als untreu. Er verschwendete das Vermögen meiner Klientin mit beiden Händen. Er pumpte mit seinen Mätressen vor ihren Augen. Er versuchte sie sogar zu zwingen, eine derselben bei sich zu empfangen. Ich erlaube mir, zu bekennen, daß ich sie für eine Närrin halte, weil sie ihm nicht längst den Laufpaß gegeben hat. Schließlich griffen ihre Vormünder ein, da ihr Vater klug genug gewesen war, einen Teil ihres Vermögens sicherzustellen. Sie bezahlten die Schulden ihres Gatten, stellten ihn unter Kuratel und teilten seinen Gläubigern mit, daß man seine Schulden nicht zum zweitenmal bezahlen würde."

Nunmehr hatte ich natürlich den Namen seiner Klientin erraten, da diese Einzelheiten schon längst öffentlich bekannt geworden waren. Ich brauche wohl kaum zu betonen, daß ich seinem Berichte jetzt mit erhöhtem Interesse folgte.

„Die für Monsieur X. ausgesetzte Summe ist eine fürstliche, aber sie genügt ihm nicht. Keine Summe würde ihm genügen — je mehr Geld er hätte, desto mehr Wege würde er finden, es auszugeben. So ist er zum Dieb geworden. Er hat begonnen, die Kunstgegenstände zu verkaufen, mit denen seine Räume angefüllt sind, und die in Wirklichkeit das Eigentum meiner Klientin vorstellen, da sie mit ihrem Gelde gekauft und bezahlt worden sind. Vor etwa zwei Wochen kehrte sie von einem Aufenthalt auf ihrem Schloß in der Normandie nach Paris zurück und entdeckte, daß er das Haus in der Stadt fast von allem Wertvollen entblößt hat. Gobelins, Bilder, Plastiken — alles ist verkauft worden. Unter anderem ist auch ein Boule-Schränkchen von ihm weggenommen worden, das sie als Privatschreibtisch benützte. Das Schränkchen war äußerst wertvoll aber es ist nicht sein Geldwert, der meine Klientin veranlaßt, mit allen Mitteln zu trachten, wieder in seinen Besitz zu kommen."

Er schwieg einen Augenblick und räusperte sich, und ich erkannte, daß er im Begriff war, zu dem besonders kitzeligen Teil seines Berichtes zu kommen.

„Monsieur X. hatte," fuhr er etwas langsamer fort, „doch so viel Anstandsgefühl gehabt, die Privatkorrespondenz seiner Gattin an Ort und Stelle zu belassen. Er hatte den Inhalt der verschiedenen Schreibladen auf einen Stuhl leeren lassen. Aber es war da noch ein Fach, von dessen Vorhandensein er nichts wußte — ein Geheimfach, das nur meiner Klientin bekannt war. Dieses Fach enthielt ein Päckchen Briefe, die meine Klientin äußerst begierig ist, wieder in ihren Besitz zu bekommen. Von ihrem Charakter will ich nichts sagen — ich weiß tatsächlich auch sehr wenig darüber, denn schließlich geht es mich auch nichts an. Aber sie hat mir zu verstehen gegeben, daß ihre Gemütsruhe davon abhängt, ob die Briefe wieder aufgefunden werden."

Ich nickte wieder. Er brauchte wirklich auch nicht mehr zu sagen. Nur sagte ich mir, ein treuloser Gatte hat seinen Grund, sich zu beklagen, wenn seine Gattin ihn mit gleicher Münze heimzahlt!

„Meine Klientin," begann er, „gehört einer bekannten, einer sehr bekannten amerikanischen Familie an. Vor drei Jahren heiratete sie einen französischen Edelmann. Vielleicht erraten Sie ihren Namen, aber es wäre mir lieber, wenn wir beide ihn nicht erwähnen würden."

Ich nickte als Zeichen meines Einverständnisses.

„Meine Klientin bemühte sich sofort, das Schränkchen wieder zu erhalten," fuhr Hornblower fort, offensichtlich erleichtert, daß er die schwierigste Stelle hinter sich hatte. „Sie entdeckte, daß es an Armand und Sohn verkauft worden war. Sie eilte in deren Büro und erfuhr dort, daß es weiter an Herrn Bantine verkauft worden sei und auf dem Wege nach New York sich befinde. Daher kam sie mit dem ersten Schiff hierher unter dem Vorwand, ihre Familie zu besuchen, in Wirklichkeit aber, um Herrn Bantine um die Erlaubnis zu bitten, die Lade öffnen und ihre Briefe herausnehmen zu dürfen. Sein Ableben kam dazwischen, und in ihrer Verzweiflung wandte sie sich an mich. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß kein Mitglied der Familie irgend etwas von der Sache weiß, und es ganz besonders wichtig ist, daß ihr Gatte nicht das geringste davon erfährt. In ihrem Namen bitte ich Sie als ihr Vertreter, der Eigentümerin diese Briefe wieder zuzustellen."

Ich saß einen Augenblick da und dachte über diese ungewöhnliche Geschichte nach. Ich versuchte, sie mit den Ereignissen der letzten zwei Tage in Einklang zu bringen. Aber sie wollte nicht dazu passen — das heißt, sie wollte nicht zu meiner Theorie über die Ursache dieser Ereignisse passen. Denn soviel war sicher, daß Madame X. das Geheimnis dieses Geheimfachs doch wohl kaum mit Gift hütete!

„Weiß irgend wer außer Ihrer Klientin von dem Vorhandensein dieser Briefe?" fragte ich schließlich.

„Ich glaube nicht," antwortete Hornblower, trocken lächelnd. „Sie sind nicht so beschaffen, daß meine Klientin sie irgend jemand zu setzen geneigt sein könnte. Sie haben doch jedenfalls bezweifelt, Herr Lester, daß es sich um Lesaffre Dokumente handelt. Wir müssen sie wieder erlangen, koste es, was es wolle."

„Immerhin," bemerkte ich, „wissen doch wenigstens zwei Menschen um die Existenz der Briefe — der Verfasser und die Empfängerin."

„Ich war mir dessen wohl bewußt, aber die Person, die die Briefe geschrieben hat, ist tot."

„Tot?" wiederholte ich.

„Vor einigen Monaten im Duell gefallen," erklärte Hornblower ernst.

„Von Monsieur X. getötet?" fragte ich rasch.

„Von Monsieur X. getötet!" antwortete Hornblower und schaute mich mit geschlossenen Lippen an, als wolle er damit andeuten, daß er mir nun keine weitere Auskunft geben wolle.

Aber das war auch gar nicht nötig. Ich wußte genug von französischen Gesetzen und französischen Sitten, um zu wissen, daß, wenn diese Briefe in den Besitz von Monsieur X. gelangten, er gewonnenes Spiel haben würde. Seine Gattin war ihm auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert. Und es fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß er vielleicht auf irgend eine Weise von dem Vorhandensein der Briefe Kenntnis erlangt habe und nun mit allen Mitteln versuchte, in ihren Besitz zu gelangen. Dieser Gedanke genügte, um das Jünglein an der Wage zugunsten seiner Gattin ausschlagen zu lassen.

„Sicherlich," sagte ich, „würde Herr Bantine augenblicklich zugestimmt haben, daß Ihre Klientin das Fach öffnen und die Briefe herausnehmen dürfe. Als Vollstrecker seines letzten Willens bin ich daher auch damit einverstanden, denn, wer auch der Besitzer des Schränkchens sein mag, die Briefe sind das Eigentum der Madame X. Alles dies beruht natürlich auf der Annahme, daß das Schränkchen sich auch als das richtige erweist. Aber ich muß Sie warnen, Herr Hornblower, ich glaube, daß bereits zwei Menschen bei dem Versuche, dieses Fach zu öffnen, den Tod gefunden haben." — Und nun berichtete ich, während er in tiefer Verblüffung mich anstarrte, von meiner Theorie hinsichtlich des Todes von Philipp Bantine und des unbekannten Franzosen. — „Ich bin geneigt, zu glauben," schloß ich, „daß Bantine während seiner Untersuchung des Schränkchens zufällig auf das Geheimfach stieß, aber daß es außer Zweifel steht, daß der andere von seinem Vorhandensein und auch von seinem Inhalt Kenntnis hatte."

„Ich muß schon sagen," rief mein Besucher aus, „ich habe in meinem Leben manche erstaunliche Geschichte gehört, aber noch keine, die sich dieser vergleichen ließe. Und Sie wissen nichts von diesem Franzosen?"

„Nichts, außer daß er letzten Dienstag mit der Touraine von Havre angekommen ist und sich vom Hafen aus geradewegs zum Bantine'schen Hause begeben hat."

„Meine Klientin traf gleichfalls auf der Touraine ein — aber das war zweifellos ein rein zufälliges Zusammentreffen."

„Möglicherweise," stimmte ich bei, „aber es ist doch wohl kaum ein Zufall, daß beide, der Franzose und Ihre Klientin hinter dem Inhalt des Geheimfaches her waren."

„Sie glauben . . ."

„Ich glaube, es ist nicht ausgeschlossen, daß der geheimnisvolle Franzose von Monsieur X. hergesandt worden ist. Seine Gattin kann ihm vielleicht das Geheimnis ohne ihr Wissen verraten haben."

Hornblower erhob sich schroff. Er war offenbar sehr beunruhigt.

„Sie mögen recht haben," meinte er. „Ich werde mich sofort mit meiner Klientin besprechen. Ich darf also damit rechnen daß Sie ihr erlauben, das Schränkchen zu besichtigen und, wenn es das richtige ist, das Fach zu öffnen und die Briefe wieder an sich zu nehmen?"

„Wenn sie das Wagnis auf sich nehmen will," stimmte ich bei.

„Ganz recht," sagte er. „Ich werde mich mit Ihnen in Verbindung setzen, sobald ich sie gesprochen habe. Auf jeden Fall danke ich Ihnen für Ihr Entgegenkommen."

Er verbeugte sich und verließ das Büro.

Hornblower mußte geradewegs zu ihrem Palast in der 7. Avenue gefahren sein, oder vielleicht erwartete sie ihn auch auf seinem Büro. Jedenfalls suchte er mich noch im Verlauf der gleichen halben Stunde wieder auf.

„Meine Klientin möchte das Schränkchen sofort besichtigen," sagte er. „Sie ist sehr aufgeregt, besonders seitdem sie erfuhr, daß jemand versucht hat, das Fach zu öffnen. Wann paßt es Ihnen, mit uns zu gehen?"

„Sofort, wenn es Ihnen recht ist," sagte ich.

„Dann werden wir Sie abholen. Wir werden in fünfzehn oder zwanzig Minuten hier sein."

„Ganz recht," erklärte ich, „ich werde bereit sein. Natürlich möchte ich einen Zeugen mitnehmen."

„Das ist ganz in der Ordnung," stimmte Hornblower bei. „Wir können dagegen nichts einwenden. Also, auf Wiedersehen in zwanzig Minuten!"

Ich ließ mich mit der Redaktion des Record verbinden, aber Godfrey war nicht dort. Er kam gewöhnlich, sagte jemand, nicht vor etwa drei Uhr nachmittags. Ich läutete in seiner Wohnung an, aber ich erhielt keine Antwort. Schließlich verlangte ich eine Verbindung mit dem Bantine'schen Hause.

„Paris," sagte ich, „ich bringe jemand zu Ihnen, um das Schränkchen zu besichtigen. Es wäre gut, wenn Sie das Feldbett wegschaffen und alle Lichter anzünden würden."

„Die Lichter sind schon angezündet, Herr Lester," antwortete er.

„Schon angezündet? Was heißt das?"

„Herr Godfrey ist schon seit einer Weile da und macht sich an dem Möbel zu schaffen."

„So?!" — Ich sagte mir nachträglich, daß ich seinen Aufenthaltsort selbst hätte erraten können. — „Sagen Sie ihm, Paris, daß ich jemand herbringe, um das Schränkchen zu zeigen, und daß es mir recht wäre, wenn er dableiben würde, um Zeuge der Vorgänge zu sein."

„Sehr wohl, Herr Lester," antwortete Paris.

„Alles ruhig?"

„Gewiß. Die ganze Nacht über waren draußen zwei Polizisten und im Hause Rogers und ich."

„Herrn Hornblowers Wagen ist unten," kündete der Bürojunge an.

„Danke," sagte ich. „Wir kommen sofort, Paris." — Ich hängte den Hörer auf und schlüpfte in meinen Ueberzieher.

Dann, als ich meinen Hut vom Haken nahm, schoß mir ein Gedanke durch den Kopf.

Wenn der unbekannte Franzose wirklich von Monsieur X. hergesandt worden war, konnte ihn Madame X. kennen. Es war eine vage Mutmaßung, aber es lohnte sich, sie zu prüfen. Ich ging daher an meinen Schreibtisch, holte die Photographie heraus, die mir Godfrey gegeben hatte und steckte sie in meine Tasche. Dann eilte ich zum Lift.

(Fortsetzung folgt.)

Die Welt geht unter.

Von

Max Adler.

(Nachdruck verboten.)

Ein kriegerischer Komet, der unter der Firma „Pons-Winnecke" im Himmelsregister eingetragen ist, soll die Absicht haben, demnächst in unfreundlicher Absicht mit unserem Planeten zu karambolieren. An vernichtende Katastrophen gewöhnt, wird man schließlich auch dieses Betriebsunfall der kosmischen Regie überstehen. Man erinnert sich, daß seit Anbruch dieses glorwürdigen Säkulums schon verschiedentlich von Adepten der höheren Winkelastronomie mit aller Bestimmtheit der Untergang des Morgen- wie des Abendlandes prophezeit worden ist. Üble Folgen hatten die Weissagungen aber nur für ihre Urheber: sie wurden teils eingelocht, teils ausgelacht.

Zu den ersteren gehörte ein Herr Spangler. (Man beachte die unheimliche Namensverwandtschaft mit Oswald Spengler, ohne aber daraus irgendwelche kabbalistisch-astrologische Schlüsse abzuleiten.) Herr Spangler, mit „a" also, stammte aus Nyack-on-Hudson bei Newyork. Seine sorgfältigen Recherchen hatten ergeben, daß an einem bestimmten Tage die Erde ganz einfach aufhören werde, sich um ihre Achse zu drehen, und darum notwendigerweise in sich zusammenstürzen müsse. Die Folge dieses Forschungsergebnisses war, daß 25 Damen von Nyack-on-Hudson sich in Weiß kleideten und eine Prozession nach der Kirche veranstalteten, um sich dort unter Gebet und Fasten auf den Weltuntergang vorzubereiten. Die anderen Ortsbewohner nahmen ihre regelmäßigen Mahlzeiten ein; sie gedachten bloß als Zuschauer zu fungieren. Aber die Welt machte keine Miene, unterzugehen. Die Nacht kam und mit ihr ein Polizeibeamter, der die Nachricht überbrachte, daß Herr Spangler soeben wegen gemeinen Betrugs verhaftet worden sei und in einem amerikanischen Gefängnis, hinter schwedischen Gardinen sitze. Die weißen Damen verfielen in hysterische Schreikrämpfe, die Gemeindegenossen dagegen in unbändiges Gelächter. Einen nicht geringeren Heiterkeitserfolg erzielte Reverend Frank Sandford, der eines schönen Tages alle Geistlichen des Staates Maine in Nordamerika per Kabeltelegramm verständigte, daß zu dem von ihm bestimmten Termin, Punkt 10 Uhr und 20 Minuten vormittags, die Welt mit ihrem ganzen Um und Auf der Geschichte angehören werden. Auch diese Wahrsagung hat nebst Gelächter mancherlei Andachten und Schreikrämpfe nach sich gezogen.

Zwei ganz geriebene Burschen scheinen die beiden Propheten Robert Swan und Joshua Good zu sein, die einen Weltuntergang durch Abschätzung der Erdrinde voraussagten. Der kosmische Teil des Programms fiel aus, aber in finanzieller Hinsicht klappte alles vorzüglich: 300 Gimpel, die den beiden Herrschaften auf den Leim gingen, verkauften ihr Besitztum und harrten nun, inbrunstig betend, dem Weltuntergang entgegen, ohne zu ahnen, daß sie zwei Agenten eines Terrainspekulanten aufgesessen waren. Daß für die absolute Solidität dieser Erdkruste keine Garantie übernommen werden kann, scheint allerdings zu stimmen.

Von Heraklit und den Stoikern mit ihrer Theorie des Weltbrandes, der „Ekpyrose", über Busions Erkaltungstheorie bis zu den Mondkatastrophenpolitikern und der Lehre des Percival Lowell vom „Wachstum der Wüsten" gibt man sich über den letalen Ausgang des ganzen Erdintermezzos keiner Selbsttäuschung hin. Ein Unterschied besteht nur in der Länge der zugebilligten Galgenfrist. Busion rechnet 93 000 Jahre heraus, während das System „Mondkatastrophe" Streckung bis zu 15 Millionen Jahren zuläßt.

Ueber den Verlauf der kommenden Weltkatastrophe zeigt sich der englische Astronom Gore ziemlich genau informiert. Nach seiner Ansicht wird der Zusammenprall der Sonne mit irgendeiner kosmischen Masse die Katastrophe herbeiführen. Ihr Herannahen wird schon Jahre vorher zu erkennen sein. Eines Tages wird man etwa einen Stern neunter Größe entdecken, an dem zunächst nichts Auffälliges ist. Aber er wächst unheimlich, und nach 13 Jahren ist er nach dem Mond für uns das hellste Nachtgestirn. Mit rasender Wucht bricht jetzt die Weltkatastrophe herein. Nach acht Wochen bereits erfolgt der Zusammenstoß, mit einer Geschwindigkeit von 700 Kilometer in der Sekunde: ein Tempo, das kein menschliches Gehirn sich vorzustellen vermag. Es bliebe ihm dafür auch keine Zeit übrig: denn die noch vor dem Zusammenprall eintretende Verbrennung und Vergasung der beiden Himmelskörper würde sich natürlich auch auf die Erde und den Menschen mit Einschluß des menschlichen Denkapparates erstrecken.

Karl von Perfall.

Zum 70. Geburtstage (24. März).

Von

Prof. Paul Burg.

(Nachdruck verboten.)

Ein echter alter Federheld von wahrhaft ritterlicher Art, ein trutziger Kämpe wie aus Vorzeittagen, der stets den Schild über die Schwachen hielt und den Mutigen treu den Rücken steifte, mit scharfer Klinge focht und siegreich im Turniere ritt, doch auch, zumal im Kreise schöner Frauen, ein galanter Lobredner weiblicher Reize — so steht er, im biblischen Alter noch feurigen Herzens, heute vor uns, der Alte mit dem zergrübelten Gesicht und der breiten Perfallschen Hakennase. „Sagen Sie, dieser Perfall, wie sieht der aus! Wie ein alter Landsknecht," meinte einmal Hermann Bang, fasziniert von den prachtvoll kühnen, seltsam verwitterten Zügen Karl von Perfalls. Für uns alle ist er in gesegneten Jahrzehnten seiner Journalistentätigkeit an der „Kölnischen" und vorher „Düsseldorfer" so überzeugungstreu und väterlich eingetreten, daß sich kein deutscher Erzähler heut dem anschließen wird, den Rektor auf seinem Alterssitze in Schoenenberg am Rhein zu grüßen.

Aus der Jungzeit kamen die Perfalls Ende des 15. Jahrhunderts nach dem Greifenberg am Ammersee bei dem altertümlichen Amtsstädtchen Landsberg am Lech ob der Grenzscheide zwischen Bajuwaren und Alemannen. Hier wurde am

24. März der schwächliche Knabe geboren, welcher Kirchenkunst und katholischer Geschichte zuteilzte, einmal — Bischof werden wollte und in landjunkerlich einfachen, durchaus nicht hocharistokratischem Familienkreise aufwuchs. Als Student in München ward er ein Bücherwurm und Theaterenthusiast. Die Maler und die höfischen Kreise zogen ihn an. Als „Theodor v. d. Ammer" schrieb Persall mit 19 Jahren in der „Augsburger Abendzeitung" seine erste kleine (Theater-)Novelle, dann ästhetische Essays in Paynes „Salon" und als Rechtspraktikant in den Frankfurter „Didaskalien" Münchener Bilderbogen. Schon bald entführte sein munter antrabender Pegasus ihn vollends dem quälenden und „einen hochgemuten Kunstenthusiasten und Schriftsteller zum Schreiber erniedrigenden" Bürokratendienste. Nach bestandenem Staatsexamen floh Karl von Persall aus München.

„Auf Herumzügen in Dresden, Wien, Genf und Paris — wo ich eine junge Landsmännin freite — trieb ich meine Schriftstellerei weiter, ohne literarische Verbindungen, so unpraktisch, als nur möglich, und daher auch mit sehr zweifelhaftem Erfolge. Nach Deutschland zurückgekehrt, wollte ich mich nur vorübergehend in Düsseldorf aufhalten, und nur ein reiner Zufall war es, daß ich dazu kam, die Redaktion der „Düsseldorfer Zeitung" zu übernehmen und infolgedessen sechs Jahre, an die ich trotz mancher schwerer materieller Kämpfe gern zurückdenke, dort zu verbringen, bis ich 1886 an die „Kölnische Zeitung" berufen wurde."

„Von entscheidender Bedeutung wurde meine kritische Stellungnahme zu den um M. G. Conrad und Bleibtreu gruppierten jungen Naturalisten. Meine eigenen Romane sind von Zola beeinflußt. Ich trat für den Naturalismus der jungen Freilichtmaler ein, bekämpfte aber die Prahlerei der naturalistischen Literaten und die Unzulänglichkeit ihrer Leistungen. Man rächt sich, schilt mich einen Reaktionär, preist meine eigenen Werke gehässig an oder schweigt sie tot. Es entsteht eine Tradition, die sich heute noch geltend macht, mich trotz meiner Förderung vieler junger Talente gegen die Jugend warnt und mein Schaffen in die altmodische Schablone der Journalliteratur drängt, obwohl ich nur ganz selten Romane in Zeitschriften veröffentlicht habe und Anspruch darauf erhebe, jedenfalls eine durchaus persönliche Weltanschauung in meinen Büchern zu bekunden, bei der ich allerdings auch keiner Moderichtung nachlaufe. Mein Interesse lenkte sich immer mehr vom Theater ab nach der bildenden Kunst. Ich wurde als Lehrer der Kunstgeschichte an die Düsseldorfer Akademie berufen, lehnte aber ab, weil mein bisheriger Wirkungskreis größer und anregender war. Ich betätigte mich auch in öffentlichen Vorträgen."

Soweit Persall über sich selbst in einem Briefe an den Verfasser. Wie ihn die nächste Generation schon beurteilt, dafür nur die Zeugnisse zweier Rheinländ'öhne aus der Fülle jener Huldigungen zum 60. Geburtstag 1911. „Wer von uns — schrieb Walter Bloem — hätte nicht dieserm Karl von Persall zu danken? Wen von uns hat er nicht in einer Zeit, als noch kaum jemand nach uns fragte, gestützt, ermutigt, im Glauben an sich selbst gestärkt?" Und Rudolf Herzog sang:

Denn nimmer fand ich einen Mann,
Des Mund so ganz sein Herze ist,
Der lachen kann und lieben kann,
Wie du — weil du ein Dichter bist!

Auch kein Geringerer als Hermann Sudermann gab ehrlich und unumwunden zu, daß sein Ruhm und Erfolg ihren Ausgangspunkt in K. von Persalls Kritik über „Frau Sorge" genommen haben.

Was er als Vorstand der Kölner Lit. Gesellschaft, als Preisrichter der Fastenrathschen Blumenspiele für die Dichtung und die Dichter geleistet hat, auch was seine Kunstkritiken, Reiseschilderungen ihrer Zeit bedeuteten, möge ein hierzu Berufener würdigen, uns beschäftigt hier vor allem der heut siebzigjährige Romanschriftsteller. Karl von Persall ist einer von den pathetischen Erzählern, in ihm steckt ein Journalist besten Sinnes. Sein Gebiet ist das soziale Problem, betonte E. G. Seeliger 1911. Seine ersten Roman- und Novellenbände — „Vornehme Geister" — „Langsteiner" — „Wisconte Bossus" — „Heirat des Herrn von Rathenau" — „Natürliche Liebe" — sind nicht mehr aufzutreiben. 1894 erschien (bei A. Ahn, Köln, in 4. Auflage) „Ein Verhältnis", das eine zwölfseitige enggedruckte Vorbemerkung das erotische Problem brachte, nachweisend, daß Prüderie auf Gewohnheit und Mißverständnis beruhe, das Geschlechtsleben aber der Kräfteakkumulator aller Bewegungen und Strömungen menschlichen Treibens sei. Die muntere Karoline Pau triumphiert als „Verhältnis" über das sittenlose österreichische Fräulein Rieder, welches recht gewaltsam bei einem hier alle Konflikte lösenden Eisenbahnunfall endet und die Bahn frei macht zur Ehe mit dem recht kläglichen Liebhaber. Breiter sind die drei Bände „Verlorenes Leben — Heiliger Gral" (1894, Ahn) angelegt, dem Bruder Anton v. P. gewidmet von mit einer meisterlichen Porträtradierung Persalls von Arthur Kampf versehen. Der Dichter malt hier sichtlich sein Münchener Künstlerleben, Gruppen von Personen mit vielen Breiten und Längen, am besten die vollsaftige, alle ihre Liebhaber überragende Schauspielerin Elise Stahlmann gegen die schwächliche, aus Reziprozität selbstmörderische Malertochter Fee. Zwei Romane höfischer Kabalen folgen: „Das Königsliebchen" (Kitty Brett, Dresden), welches wohl am meisten von allen Persallschen Schablone, aber auch Vorbild für Nachahmer blieb und trotz aller aufgewandten Pracht und Leidenschaften, die an diesem leicht erkennbaren Königshofe verschwendet werden, am ehesten verblaßte. „Sein Recht", die Geschichte einer Leidenschaft (ebenfalls noch bei Ahn) zeigt den verabschiedeten Offizier Rohrbrunn mit der künstlichen Hand als Photographieverehrer der Prinzessinnen Fernande Mathilde („la petite Cocotte") und Hortense („O bitte, mach die Lampe aus!") an einem wiederum leicht erkennbaren süddeutschen Hofe. „Es war mein Recht!" murmelte der Prinz, der den Ehebrecher erstoch. „Es war sein Recht!" murmelte der sterbende Erstochene. — In diesen Hoframanen, auch später noch einmal, zeigte sich der Erzähler K. v. P. von seiner schwächsten Seite.

Seit 1903 erschienen Persalls Bücher bei Egon Fleischel u. Co., Berlin, und zeigten bei stark gesteigerter Fruchtbarkeit ihres Verfassers ein bedeutendes, stetes Fortschreiten seines reichen Könnens. So „Der schöne Wahn" des Gatten, der zwischen Frau und Schwägerin hin und her liebelt. Die tinderreiche, verblühende Gattin Sophie beantwortet die ihr von der lüsternen Schwester Elvira beim Baden angetane Schmach, ihre Gliederprächte zu messen, vor aller Familie mit dem stolzen Wort: „Meines Mannes Maitresse hat die Frechheit gehabt, sich mir nackt zu zeigen." Nur Elviras plötzlicher Tod wirkt noch unkünstlerisch, zu anfängerhaft gewollt, sonst aber läßt uns schon dieser Roman in Persall mehr einen deutschen Maupassant denn einen Zola diesseits des Rheines ahnen, wenn auch das nächste Buch, „Die Treulosen" (1904) vor dem erotischen fast das soziale Problem der Klassengegensätze Fabrikant und Arbeiter allzu grell hervortreten läßt. Luise, die pothharische Fabrikantenfrau eines häßlichen Mannes, und die Kellnerin Hedwig arbeiten sich kupplerisch Hand in Hand. Die Dame wird dabei zur Dirne, die Kellnerin bekennt sich zur Ehe. — „Frau Sensburg" (1904), eine Art Gegenstück zu „Madame Bovary", ragt hingegen in ihrer Reinheit leuchtend hervor aus dem Wust und Moraft der Laster einer Kleinstadt. Zu hart wird sie bestraft. Hier interessieren besonders zwei Aerzte. Ein schwächeres Buch ist „Bittersüß" (1905), denn neben der adligen Abelgunde mit dem Lebzigenkinde ist alles recht farblos, zudel katholische These und Antithese. Hier spürt der Leser noch, daß Persall einmal Bischof werden wollte.

Ein rechtes Sittenstück ist wiederum „Um die Familie" (1906), das Widerspiel der Schwägerinnen, zwischen ihnen die berückende Putzmacherin Eve Robert in ihrem Liebesnest des Bankiers, wo die besonderen Gebegeschäfte animiert werden. Und in Berlins Treibhausliteratur jener Jahre leuchtet der „Ehering" (1907) grell hinein, handelnd von Frau Anne mit den schönen Beinen, einer Romanschriftstellerin mehr aus Handwerk als Neigung. Vieles wird gestreift. Dann führt „Ritter und Damen" (1908) noch einmal in die wurmstichige Gesellschaft hoher Kreise, wo Hildegard Rehelm sich glatt von ihrem Manne an den geliebten Grafen verkaufen läßt, aber jener sie wegwirft. — Einen in seiner Liebschaft verjumpenden Gymnasialrektor zeigt Lores Sommersprosse" (1908). Der traurige Held fliegt mit seinem geliebten Mädchen in die Boheme von Genf und München, Alter und Jugend im Widerstreit der Liebe. Das Wort Lores: „Wir treiben alle im Abenteuerlichen," gilt wohl für viele Persallsche Frauenfiguren. Endlich ein Buch vom Manne und für den Mann ist „Vaterschaft" (1909), die Tragödie des außerehelichen Erzeugers. Das Weh mit all seiner von Persall so oft gepriesenen Schönheit und Leidenschaft tritt hier fast ganz zurück, sowohl das Lenchen als die wilde Hermine im Forsthause. Ans Faselhafte grenzt, wie sein Titel „Hörner trägt der Ziegenbock" (1910). Anne, die Magd und Tochter des Dorfschulzen, Lustdirne eines umgetriebenen Barons, wird schließlich Baronin. Neben ihr gefällt wohl dem Leser die Baronin Antoinette von ehegestern. 1911 brachte sein Persalbuch, das von 1912 aber war ein Rückfall in seine Schwäche, höfische Kreise allzu dick aufzuschminken. Aergste Maitresenwirtschaft: „Der neue König". Kabalen und Ausschweifungen an einem unverennbaren Königshofe. Herr Gott prüfet seine Königin. Dies Buch ist wohl das flachste Werk Persalls. Man könnte es getrost um 40 Jahre zurückdatieren, wenn auch moderaste Erfindungen sowie Sozialdemokratie und Revolution, Abdankung statt hineinspulen.

Das nächste Jahr brachte in „Seine erste Frau" eines der besten Werke Persalls. Es ist ganz auf die mütterliche, leidende Frau gestellt, welche der Nachfolgerin Kinder ihres geliebten Mannes mißgönnt. Der kleine Hof, an dem es spielt, auch die bisher bei Persall übliche Kokettenwelt tritt hier weit zurück. Dies Buch trägt Unvergängliches in sich. Hingegen war das Werk von 1914, „Weibfremd", schwach, ja fast farblos. Ein heimlicher Graf als Verwalterlehrling, eine kokettierende Gutsherrin. Im Kriege bot Persall mit „Wendezeit" (1917) ein ziemlich unerotisches Buch von den Kindern des Geheimrats von Reifenschneider in allen ihren Lebenslagen. Matt leuchtete die große Zeit hinein. Dagegen war das Buch von 1918, „Der kluge Vetter", wieder einmal ein vollastiger Künstler erroman, setzte Persall ganz in seiner Welt: Düsseldorf, Köln und München, gesunde porträtscharf. „Weilmanns Ehenot" (1919) blieb daneben nur eine blasse Geschichte von einer siechen Frau, einem Medium und anderen Abnormitäten neben abstrusen Männern.

Des 70jährigen Erzählers jüngstes Buch, „Die Schule des Gefühls" (1920) atmet ganz und gar Jugend. Und Jugend! Der Leidensweg des geschiedenen Museumsdirektors Laurinsberg und seiner kühlen, blonden Frau, eine Verirrung ins Plebejische, neue Verlobung der Gatten und Rückkehr in die alte Ehe. Und überall noch einmal die alte Vollkraft Persalls!

Mit den Jahren und Jahrzehnten war es in seinen Büchern vom Rascheln und Rauschen seidener Dessous und Jupons immer stiller geworden. Auf leiseren Sohlen geht die Liebe ihm herber einher. Die Brünste sind verraucht, der brausende Wein der Jugend ausgegoren. Er wird fern. Aber mit unverminderter Kraft und unverdorbener Schärfe blieb Karl von Persall Anfänger und Verteidiger, Richter in den Bezirken des erotischen Problems. Hart auf hart geht stets sein Kämpfen. Und lauter ist sein Richterspruch. Noch selten hat einer soviel zum Preise von Weibermärde, Gattenehre und wahrer Geschlechtsmoral geschrieben. Gerade unsere Zeit, die in sexualibus arg nach hüben und drüben von der Richtschnur abirrt, sollte sich Persalls Romane der Reife und für Reife zu Beratern wählen. Und diejenigen, die ihn bei seinem neuen Werk gehässig angriffen, weil er ein Kritiker und schaffender Schriftsteller zugleich war und noch ist, sollten dem Wächter, „Dem Herold auf der Zinne", endlich Ehrfurcht vergönnen, bevor er hinabsteigt in des Hades finsteres Reich.

Noch grüßt sein K. v. P. unter den belletristischen Wochenkritiken der „K. Z." fördernd manchen Neuling und preist so manchen Bewährten, rettet viele vor dem Vergessenwerden. Und noch kündigt Persall selber zum Herbst ein neues Buch an. Der alte Recke vom Rhein, er lebt und schafft.

Bunte Zeitung.

Rockefellers Schenkungen. Aus Neuyork wird der Frankfurter Zeitung geschrieben: Soeben wird angekündigt, der „Education Board" habe keinerlei Colleges drei Millionen Dollars überwiesen. Aehnliche Mitteilungen findet man in kurzen Abständen in der Presse und man beachtet sie kaum mehr, wenn sie nicht gerade, wie vor einiger Zeit, kundtun, daß John D. Rockefeller der erwähnten Körperschaft siebzig Millionen überwiesen habe. Der „Board" unterstellt der Leitung der Rockefeller-Familie oder ihrem Rechtsnachfolgern. Sein Gesamtvermögen dürfte jetzt 150 Millionen Dollars sein, wovon jetzt 50 Millionen für die Auszahlung von Professoren-Gehältern auszugeben werden sollen. Natürlich wird kein College etwas bekommen, dessen Lehrer nicht die volkswirtschaftlichen Anschauungen vertreten, die der Rockefellerschen Familie eigen sind. Es ist schon so weit gekommen, daß selbst bei größeren Lehranstalten Vorkämpfer der freien Lehre nicht mehr unterkommen können. Die Anstalten erhalten ja keine Staatszuschüsse und müssen also, um sich überhaupt zu erhalten oder doch einigermaßen leistungsfähig zu bleiben, dem Sprichwort Rechnung tragen, das heißt:

Wer da folgt einem goldenen Wägelchen,
Der findet auch mal ein goldenes Nägelchen.

Die Schlarraffia in Weimar Fürstenruf. Am Sonntag fand an der Ruhestätte Goethes und Schillers in Weimar eine erhebende Feier statt, die von den zurzeit dort weilenden Vertretern der Thüringer Schlaraffenreiche veranstaltet wurde. Bei dieser Gelegenheit legte die Altschlaraffia an dem Särgen ihrer Ehrenschlaraffen Schiller und Goethe als stille Huldigung mit dem Gelöbnis unverbrüchlicher Treue einen Kranz nieder. Der Vertreter des Mutterreiches Prag hielt eine zündende Ansprache.

Königliche Einkünfte. Die Tagesgagen, die von bekannten Schauspielern für ihre Tätigkeit beim Film gefordert und auch eingestrichen werden, sind bekanntlich längst ins Uferlose gewachsen. Um nur zwei Beispiele zu nennen, verlangt Emil Jannings für einen Tag Filmerei 10 000 Mark, Fritz Kortner begnügt sich mit 5000 Mark. Endlich hat sich, wie das Fachblatt „Lichtbild-Bühne" berichtet, die Filmindustrie jetzt selbst aufgerafft, um diesem Unwesen zu steuern, und es ist zu einer Konvention zwischen den führenden Firmen gekommen, die eine Höchstgage von „nur" 2000 Mark für den Tag vorsieht. So sehr man unseren Bühnenkünstlern gute Nebenverdienste gönnen mag, so waren die bisherigen Gagenverhältnisse doch durchaus ungerechtfertigt.

Guter Rat. Adrian (zu seiner Schwester): „Meine Angebetete hat Verstand für zwei." — **Ella:** „Dann heiratet sie ja." (Haagsche Courant.)

Literatur.

Die Rembrandt-Bibel (vollständig in 4 Bänden) — (Bilderschatz zur Weltliteratur Band 4—7) — Altes Testament Band I. Mit 55 Abbildungen nach Zeichnungen, Gemälden und Stichen Rembrandts, mit den zu den Bildern gehörigen Bibeltexten, mit einer Einleitung „Rembrandt als Darsteller biblischer Stoffe" und ergänzenden Anmerkungen, herausgegeben von E. W. Bredt. München, Hugo Schmidt Verlag.

Kein Künstler in aller Welt hat sich durch alle Jahre seines Lebens in die Illustration der Bibel, auch kein nordischer Künstler hat sich so tief in das Seelische aller möglichen Geschichten und Gestalten des Alten und Neuen Testaments versenkt wie Rembrandt. Kraft solcher Versenkung, kraft seiner Genialität schuf er in seiner unabhängigen Weise Gestalten und Erzählungen, die als künstlerische Schöpfungen ebenso fest die Jahrhunderte und Jahrtausende überdauern werden, wie die uralten Erzählungen in der Bibel selbst. Und welcher Künstler könnte zumal heute uns sicherer und überzeugender den oft erschütternden Reichtum der Völker und Stämme und Persönlichkeiten schildern als Rembrandt? So viele Bibelfreunde zu dieser Bibel greifen mögen, sie werden durch die Kraft einfachster Linien, durch den Reiz des Heldumrisses, durch die tiefe Bedeutung jedes Bildteils zur Kunst geführt, zur Kunst nicht nur des Größten der nordischen Bereiche, zur Herrlichkeit aller Kunst überhaupt. Und so viele Kunstfreunde in dieser Rembrandt-Bibel Umschau halten werden, sie werden alle unfehlbar ergriffen werden von dem unerhörten Reichtum an Lebensgestalten und Menschenschicksalen, an Opfertaten und Kämpfen und Siegen einzelner Menschen und ganzer Völker. Führen uns die Bilder zu Ovid in den heiteren Reichtum der klassischen Welt — Rembrandt ist der unvergleichliche Führer in der unerschöpflich großen Welt voll Trauer und Trost, Sinnenlust und Seelengefühl aller biblischen Bücher. Es läßt sich keine Bilderbibel denken von größerer innerer Wahrheit und Schönheit, von größerer künstlerischer Kraft als die Rembrandt-Bibel.

Georg Terramare: Das Mädchen von Domremy. Roman. 1921. „Wila", Wiener Literarische Anstalt, Ges. m. b. H. Wien — Leipzig.

Georg Terramare, dessen Name in der österreichischen Literatur längst Klang und Bedeutung hat, löst mit dem „Mädchen von Domremy" eine große Aufgabe: die Gestalt der Jeanne d'Arc aus historischer Weite in die Nähe menschlichen Begreifens zu rücken. Der Stoff scheint auf den ersten Blick unlebendig und spröde und es mag den Dichter gereizt haben, die Kraft seines Talentes an ihm zu erproben. Aber schon nach den ersten Seiten fühlt man seine tiefere Absicht und ihr Gelingen, das allgemein und ewig Gültige an dem Schicksal des Mädchens von Domremy aufzuzeigen und ihr Schicksal über die Enge einer heiligenlegende hinaus als erschütterndes Symbol ewigen Menschheitserlebens zu deuten. Die Gestalten Terramares sind knapp und blutvoll gezeichnet, das Historische ist nichts als ein Rahmen, in dem sich Urbanes abspielen, zu denen gerade unsere Zeit eine manchmal wunderbar anmutende nahe Beziehung übt.

Staat und Marxismus. Grundlegung und Kritik der marxistischen Gesellschaftslehre. Von Friedrich Lenz. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin.

Der deutsche Staat Bismarcks hat seinen Vollender nur um zwei Jahrzehnte überlebt. In den Parteien unserer Gegenwart ringen die verschiedensten Staats- und Gesellschaftslehren um die Herrschaft, voran der Marxismus, der seit einem halben Jahrhundert die deutsche Arbeiterschaft zum Klassenkampf erzogen hat. Die Staats- und Gesellschaftslehre des politischen Kämpfers Karl Marx ist noch nie um ihrer selbst willen mit solcher Eindringlichkeit gezeichnet worden. Lenz will sie weder loben noch vernichten, sondern einzig verstehen und verstehen lehren. Indem er Marx aus seiner geschichtlichen Umwelt begreift und seine Soziologie prüfend zergliedert, erkennt er beide in ihrer zeitlichen Bedingtheit; indem er das, was die Marxisten unter „bürgerlicher Gesellschaft" verstehen, auf seinen Wirklichkeitsgehalt untersucht, erweist er es als haltlose Abstraktion. Wir sehen, wie der Marxismus am Staatsgedanken zerbricht, und lernen auch den Bolschewismus aus der Besonderheit seines Staates zum ersten Male begreifen.

„Sachsenland". Soeben erscheint als 9. Band der Heimatbücher deutscher Landschaften (Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig) der Band „Sachsenland", bearbeitet von dem früheren Rektor der Gymnasien in Wurzen und Freiberg i. Sa. Oberstudienrat Professor Dr. Otto Eduard Schmidt dem Verfasser der bekannten „Kursächsischen Streifzüge". Das Werk umfaßt das ganze obersächsische Gebiet, also den Freistaat und die preußische Provinz Sachsen, Allenburg und Anhalt. Es sucht alles festzuhalten, was in charakteristischen Strichen und Linien von Heimaterde und heimischer Art erzählt. Es mischen sich dichterische, geschichtliche, landschaftliche und sittengeschichtliche Beiträge aller namhaften heimischen Schriftsteller und Dichter aus Gegenwart und Vergangenheit, Erzählungen und Beschreibungen zu einem wohlabgerundeten Gesamtbilde. Von den Mitarbeitern seien nur genannt: Theodor Fontane, Hermann Dunger, Johannes Proschel, Kurt Arnold Findeisen, Carl Just, Paul Schumann, Erich Feldhaus, Josef Partsch, Max Braun, Siegfried Wolfram, Karl Lamprecht, Börries Freiherr von Münchhausen, Oskar Seyffert, Louise Riedel, Otto Raemmel, Franz Blanckmeister, Louise von Francois, Josef Nadler, Franz Adam Beyerlein, Max Geißler, Paul Niese, Oskar Schwär, die zum Teil mit Originalbeiträgen vertreten sind.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Dr. Ulrichstraße 45, Fernruf 1620 u. 1630.